

JANSEN, Jan C./OSTERHAMMEL, Jürgen. 2013. Dekolonisation. Das Ende der Imperien. München: C.H. Beck. 144 S. ISBN 978-3-406-65464-0

rezensiert von

Arno Sonderegger, Universität Wien

Wenn einer der führenden deutschen Globalhistoriker, Jürgen Osterhammel, gemeinsam mit seinem Assistenten Jan C. Jansen ein neues Buch veröffentlicht, ist Aufmerksamkeit garantiert. Sein Thema, „Dekolonisation: Das Ende der Imperien“, ist ebenfalls dazu angetan, auf reges öffentliches Interesse zu stoßen. Schließlich leben wir seit den 1990ern in einer Zeit, die immer wieder Anlass zu Betrachtungen gegeben hat, von einer Re-Legitimierung kolonialen Denkens und imperialer Maßnahmen zu sprechen bzw. das Auftauchen neuer Formen von Imperialismus zu konstatieren; in einer Zeit von völkerrechtlich nicht oder fragwürdig gedeckten militärischen Interventionen und Kriegen, von ausgedehntem Land- und Ressourcen-„Grabbing“ im globalen Süden durch wohlhabende Kapitalgesellschaften, Unternehmen und Staaten. Auf den ersten Blick überrascht es daher, dass das vorliegende Buch ohne den geringsten Hinweis darauf auskommt. Nach Lektüre des Buches ist die Überraschung verflogen, denn das gesamte Projekt scheint von einem Anliegen getrieben: Zu zeigen, dass sein Thema der Vergangenheit angehöre und seine Anschauung ohne Betrachtung der Gegenwart, gleichsam aus gesicherter Distanz möglich sei. Die „Dekolonisation“ wird von Jansen und Osterhammel nämlich als eine abgeschlossene Sache präsentiert – als eine „Epoche“, die vorüber sei und auf den Zeitraum 1945 bis 1975 begrenzt werden könne.

Dass der abgeschlossene Epochen-Charakter der Dekolonisation überaus fragwürdig ist oder wenigstens eigens begründet werden müsste, ist den Autoren leider kaum einen Gedanken wert. Tatsächlich findet keine systematische Auseinandersetzung damit statt. Nur an zwei Stellen finden sich abweichende Datierungen von Dekolonisierungsprozessen wenigstens notiert: zum einen auf S.19f., wo die amerikanischen und karibischen Revolutionsvorgänge, die zu zahlreichen „Unabhängigkeiten“, neuen

Staaten also, geführt haben, sowie die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den weißen britischen Siedlerkolonien entwickelte Commonwealth-Idee als zwei gleichermaßen dekolonisierende „Proto-Wellen“ gedeutet werden. Hier wird schon das Offensichtliche ignoriert – nämlich dass es sich nicht um dieselbe Art von Prozessen handelt: Revolution und Krieg in den ersten Fällen, innerimperiale politische Aushandlungsprozesse in letzteren; und dass auch die Resultate vollkommen andere waren: rechtlich souveräne Staaten einerseits, rechtlich in ihrer Autonomie gestärkte Teilstaaten eines nach wie vor imperial strukturierten Reichverbunds andererseits. Schlimmer ist freilich die Suggestion, diese Vorgänge könnten als „Proto-Wellen“ wahrgenommen werden, weil sie einem falschen teleologischen Blick auf die Vergangenheit entspringt, der die „Geschichte rückwärts“ schreibt.

Zum zweiten wird auf S.29ff. der Beginn der Dekolonisation mit dem Ersten Weltkrieg angesetzt und zugebilligt, dass es sich hierbei um eine sinnvolle Datierung handle. Ausnahmsweise wird das auch überzeugend begründet – durch Hinweis auf den Druck antikolonialer Protestbewegungen in den Kolonien, die sich neu zu formieren begannen, die „Internationalisierung der Kolonialfrage“ im Rahmen des eben gegründeten Völkerbundes und die Nötigung der Kolonialmächte zu „Reformversprechen“, zu denen der Einsatz „farbiger“ Militärs im Ersten Weltkrieg nun zwang. Daraus erwuchs „eine[.] grundlegende[.] Legitimationskrise kolonialer Herrschaft“ (S.32). Das ist richtig. Jansen und Osterhammel erörtern freilich nicht den Widerspruch, der sich aus dieser Datierung mit ihrer apodiktisch vorgetragenen Definition ergibt, Dekolonisation habe sich zwischen 1945 und 1975 ereignet, die für das ganze schmale Bändchen konstitutiv bleibt.

Was ist ein grundlegendes Problem dieses Buchs? – Das Buch handelt nicht von dem, wovon es seinem Titel nach handeln müsste. Jansen und Osterhammel haben keine Geschichte der „Dekolonisation“ vorgelegt, sondern nur eine Bestandsaufnahme der Auflösung der europäischen Kolonialreiche zwischen 1945 und 1975. „Das Ende d[ies]er Imperien“ zu untersuchen, von denen der Untertitel spricht, ist eine nach wie vor lohnende Sache, ihr Ende mit „Dekolonisation“ schlechthin gleichzusetzen, ist allerdings ein großer Irrtum und eine prekäre, kaum unschuldige Verwechslung. Daraus resultiert ein Werk, dass Jansens und Osterhammels

Behauptung – „Die *imperiale* [Analyse-]Perspektive ist heute nicht als Apologie von Imperien gemeint; ein solch konservativer Standpunkt findet sich kaum noch in der wissenschaftlichen Literatur.“ (S.21) – Lügen straft. Ihr Band leistet eben das: eine staatszentrierte, elitenbewusste, enge politische Geschichte, die in ihrem Anspruch, das Ganze der Dekolonisation zu bezeichnen, nichts anderes bewirken kann, als kolonialapologetische Positionen zu unterfüttern.

Das Buch ist in sieben Kapitel gegliedert: „I. Dekolonisation als Moment und Prozess“ (S.7-28), „II. Nationalismus, Spätkolonialismus, Weltkriege“ (S.28-52), „III. Wege zur Souveränität“ (S.52-85), „IV. Wirtschaft“ (S.85-97), „V. Weltpolitik“ (S.98-107), „VI. Ideen und Programme“ (S.107-116), „VII. Rückwirkungen und Erinnerungen“ (S.116-126). Daran schließen sich ein Endnotenapparat, eine Liste von „Literaturempfehlungen“ und ein Sachregister an. Afrika wird, wie häufig in der globalhistorisch orientierten deutschsprachigen Literatur, stiefmütterlich behandelt, und nicht selten erweisen sich vermeintliche Sachaussagen als falsch. Ein erstes Beispiel: „Im subsaharischen Afrika wurden antikoloniale und nationalistische Bewegungen erst nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer treibenden Kraft.“ (S.33) Tatsächlich zeitigten aber schon die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg in verschiedenen Teilen Afrikas vielfältige Formen antikolonialer Netzwerkbildungen, sowohl in den Kolonialterritorien als auch unter afrikanischen Arbeitsmigranten und Studenten in den Städten der imperialen Metropolen.¹ Und koloniale Verwaltungsbeamte wurden sich der für ihre Stellung daraus erwachsenden Bedrohung spätestens seit den 1930er Jahren zunehmend bewusst und versuchten gegenzusteuern.² Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Nationalstaatsidee gepusht, und Unabhängigkeit trat erstmals seit erfolgter Okkupation wieder als nicht mehr völlig unrealistische Option in den Gesichtskreis herrschaftskritischer afrikanischer Akteure. Das waren wichtige Einschnitte, sie markieren aber nicht den Beginn antikolonialer afrikanischer Bewegungen, weder in der Praxis noch in der Theorie.

Ein zweites Beispiel für die prätentöse Behandlung Afrikas: Die Darstellung der subsaharischen „Wege zur Souveränität“ (S.72-82) kommt fast ohne Literaturangaben aus (etwa zu Nigeria, Französisch-West- und -Zentralafrika, Südrhodesien), und gänzlich ohne jede kritische

Auseinandersetzung mit der Literatur. In allen anderen kurz angerissenen Fällen (Goldküste, Guinea, Kongo, Kamerun, Madagaskar, Portugiesisch-Afrika) gibt es nicht mehr als einen Belegtext, für Kenya scheinen immerhin zwei rezente Werke auf. Die einzige Quelle zu Ghana stammt aus dem Jahr 1964. Das einzige allgemeine Übersichtswerk, das für diesen Teil zurate gezogen wurde, ist Frederick Coopers *Africa since 1940*, dessen Dekolonisierungsverständnis ironischer Weise konträr zu dem von Jansen und Osterhammel verfochtenen verläuft; nicht gerade die solideste Grundlage also für diesen Teil.³ Über die frühen 1960er Jahre schreiben sie: „Kolonialherrschaft erschien, *selbst in Bezug auf Subsahara-Afrika*, nicht mehr als Zukunftsmodell, sondern als ein Anachronismus.“ (S.80, Hervorhebung A.S.) Hier hat der Paternalismus, so typisch für den kolonialen Habitus, recht unverkennbar Ausdruck gefunden. Den meisten Afrikanern war die koloniale Herrschaft wohl ohnehin nie als „Zukunftsmodell“ erschienen.

Die verfehlt Definition von Dekolonisation, der sich Jansen und Osterhammel bedienen, kommt auch nicht ohne Widersprüche aus. Man erinnere sich an ihr Bemühen, die Commonwealth-Idee und den Dominion-Status weißer Siedlungskolonien als Ausdruck einer „Proto“-Dekolonisation auszugeben. In anderem Zusammenhang – bezeichnenderweise in einem „Letzte Dekolonisationen“ überschriebenen Abschnitt – wird formuliert: „In Afrika stemmten sich die Siedlerregime Südafrikas und Rhodesiens zunächst erfolgreich *gegen die Dekolonisation*.“ (S.81, Hervorhebung A.S.) Damit meinen sie nun plötzlich das Ende der rassistischen Herrschaftssysteme in Südafrika und Zimbabwe. Das macht durchaus Sinn, widerspricht jedoch dem von Jansen und Osterhammel ansonsten in Anschlag gebrachten Dekolonisations-Begriff. Würde dieser auch auf diese beiden Fälle angewandt werden, so müsste festgestellt werden, dass Südafrika in Schüben „dekolonisiert“ wurde – mit den Jahren 1910, 1931, 1961 und 1994 als zentralen Eckdaten –, und die einseitig erklärte Unabhängigkeit des südrhodesischen Siedlerregimes anno 1965 müsste ebenfalls als erste – und „eigentliche“ – Dekolonisation dieser Kolonie bezeichnet werden (Unabhängigkeit von Großbritannien). Das erschien nun selbst Jansen und Osterhammel wahrscheinlich zu heikel.

Das Buch versagt aber auch in allgemeinerer und grundlegender Hinsicht. Es kommt ohne Einleitung aus: es werden weder Absicht, Ziel und methodische Herangehensweise offengelegt, noch wird die eigene Vorgehensweise auch nur ansatzweise begründet. Stattdessen beherrscht ein affirmativer und normativer Sprachduktus das schmale Werk: Es beginnt mit den Worten „»Dekolonisation« ist...“, und schon im zweiten Satz folgt ein nicht weiter begründetes „Man kann...“ (S.7). Weiter geht es mit einer (angeblich) „eindeutig[en]“ (S.7) zeitlichen und vermeintlich faktischen Bestimmung des Dekolonisationsprozesses, nämlich „[...] die gleichzeitige Auflösung mehrerer interkontinentaler Imperien innerhalb des kurzen Zeitraums von etwa drei Jahrzehnten (1945-75)“ (S.7); keine zwei Seiten später wird (irrigerweise) behauptet: „Inzwischen ist die Dekolonisation abgeschlossen.“ (S.9) Daneben stellen Jansen und Osterhammel als zweites die „Dekolonisation“ charakterisierendes Element die folgende Formulierung vor: die „historisch einmalige[.] und voraussichtlich unumkehrbare[.] Delegitimierung jeglicher Herrschaft, die als ein Untertanenverhältnis zu Fremden empfunden wird.“ (S.7) Richtig daran ist, dass Antikolonialismus und Antiimperialismus – also die Ablehnung von Fremdherrschaft und Fremdbestimmung – nach 1945 großen Aufwind verspürt hatten und es zur Auflösung der älteren europäischen Kolonialreiche kam. Dass es sich bei der „Delegitimierung“ von Fremdherrschaft um einen „historisch einmaligen“ (S.7) Vorgang handle, ist hingegen eine völlig haltlose Aussage; zu denken ist etwa an anarchistisches Denken, dessen Spuren Jahrtausende in der Zeit zurückverfolgt werden können, und, unmittelbarer noch, an die mit Kolonisierungs- und Reichsbildungsprozessen einhergehenden Widerstandsformen in Praxis und Denken.⁴ Woher die beiden Autoren ihr scheinbar unerschütterliches Vertrauen in die „voraussichtlich[e] [U]numkehrbar[keit]“ der Ächtung von Fremdherrschaft beziehen, bleibt ebenfalls im Dunkeln, ihr Standpunkt unbegründet. Klar hingegen ist, dass sie nicht nur die neo-imperialistischen Zeichen in der heutigen Welt ignorieren, sondern auch die langlebigen und fortdauernden Wirkungen und Effekte der kolonialen Herrschaft auf die bestehende internationale politische, wirtschaftliche und geokulturelle Ordnung ausblenden. Folge dieser Ausblendung ist die Verschleierung tatsächlich äußerst relevanter globaler Zusammenhänge.

Dass die Ära kolonialer Fremdherrschaft in vielerlei Hinsicht (wirtschaftlich, politisch, ideologisch, kulturell) ungleich weiterwirkt, von einer abgeschlossenen Dekolonisierung also eigentlich keine Rede sein kann, wird fast systematisch verschüttet. Die Realität struktureller wirtschaftlicher Abhängigkeiten wird gar nicht thematisiert, stellenweise sogar in Abrede gestellt, und mentalen Abhängigkeiten wird ebenso wenig Relevanz zugebilligt wie wissenssoziologischen Ungleichheiten. Die Arbeiten jener, die sich dafür interessieren, werden von Jansen und Osterhammel nicht rezipiert, ihre Befunde weder zur Kenntnis genommen noch kritisch diskutiert. Trotzdem urteilen sie pauschal: „In gewisser Weise liefern die *postcolonial studies* ein epistemologisches Pendant zu den früheren wirtschaftszentrierten Neokolonialismus-Debatten.“ (S.116) Mit dieser simplen Bemerkung sind gleich zwei kritische Theoreme entwertet und diffamiert, ohne dass auch nur in Spurenelementen auf sie eingegangen worden wäre.

Jansen und Osterhammel haben fraglos recht damit, die Zeit zwischen 1945 und 1975 als eine Ära zu verstehen, in der die (alten) europäischen Kolonialreiche Großbritanniens, der Niederlande, Frankreichs, Belgiens, Italiens, Spaniens und Portugals sowie das ostasiatische Imperium Japans ihr Ende als politische Herrscher über fernliegende Territorien und Menschen gefunden haben. An ihre Stelle rückten überall Projekte der Nationalstaatsbildung, wobei die staatlichen Institutionen der „neuen“ Staaten jene des kolonialen Gebildes beerbten, während die Aufgabe, ihnen Legitimität zu verschaffen, sich in Aufrufen und Maßnahmen zum *nation building* ausdrückte. Jansen und Osterhammel irren jedoch grundsätzlich, diesen historischen Vorgang des imperialen Machtverlusts und der Durchsetzung der Nationalstaatsidee mit dem Prozess der „Dekolonisation“ gleichzusetzen. „Dekolonisation“ ist weit mehr und anderes, und jedenfalls nicht etwas, das als abgeschlossene Angelegenheit behandelt werden könnte.

Selbst auf einer rein faktischen Ebene ist es offensichtlich falsch, „Dekolonisation“ als eine im Wesentlichen 1975 abgeschlossene „Epoche“ zu etikettieren, zumal wenn stimmt, wie Jansen und Osterhammel selbst schreiben, es zu einer „Verringerung der Zahl von Kolonien von 163 im

Jahre 1913 auf 68 (1965) und 33 (1995)“ gekommen war (S.13) und sich die Zahl inzwischen auf 16 verringert habe (S.10); auch wenn „Im Einzelfall [...] die Etikettierung eines bestimmten Territoriums als „Kolonie“ strittig sein [mag]“, wie sie in der zugehörigen Endnote anmerken (S.127/En.16), so bleibt die fortgesetzte Existenz von Kolonien eine Tatsache, und Dekolonisation bleibt daher, selbst in dem von Jansen und Osterhammel präferierten Verständnis, eine nach wie vor un abgeschlossene Angelegenheit. In ungleich stärkerem Maße gilt das für andere Abhängigkeiten politischer Art, noch mehr für wirtschaftliche Zusammenhänge, soziale und kulturelle Folgen jener weltweiten Ungleichheit, die im Zuge der Expansion kapitalistischer Wirtschaftsweisen (Braudel, Wallerstein) und ihrer Interaktionen mit anderen Lebensformen (Wolf) formiert wurde, aber auch im Zuge imperialer Reichsbildungen und der Durchsetzung kolonialer Fremdherrschaft, der Auflösung klassischer Imperien sowie der Transformation internationaler Herrschaftsstrukturen.

Die Reihe „Wissen“ des C.H. Beck Verlags stellt zweierlei sicher: dass die Publikation bei einem allgemein interessierten Publikum ankommt, und dass sie von bescheidenem Umfang ist. Diese Verlagspolitik ist rühmlich, zielt sie doch dahin, Expertenwissen allgemein zugänglich zu machen und für eine breitere Öffentlichkeit aufzubereiten. Sie funktioniert freilich nur bei geeigneter Autorenwahl. Jürgen Osterhammel ist ein ausgewiesener Kenner der chinesischen Geschichte und hat, besonders in den 1990er Jahren, für seine Zunftkollegen der Fachhistorie sehr viel „Übersetzungsarbeit“ aus anderen Disziplinen geleistet. Jan C. Jansens Expertenstatus bezieht sich auf die Geschichte Algeriens, der ehemals französischen Siedlungskolonie. Für eine Geschichte des Kolonialismus genauso wie für eine der Dekolonisierung sind weder China – das nie von europäischen Imperien einverleibt werden konnte – noch Algerien – das aus französischer imperialer Perspektive keine Kolonie war, sondern als integraler Teil des „Mutterlandes“ verstanden wurde – jene paradigmatischen Fälle, die auf die Aufgabe vorbereiten, die das Thema des Bandes an sie stellt. Ist es Osterhammel in seinem früheren Beitrag zur Reihe „Wissen“ noch gelungen, *Kolonialherrschaft* typologisch überzeugend zu fassen und plausible Phasenmodelle kolonialer Herrschaft zu entwerfen (obwohl man ihm auch diesbezüglich vorwerfen könnte, institutionalisierte „Kolonialherrschaft“ vorschnell mit „Kolonialismus“ gleichgesetzt zu

haben),⁵ so scheitern sein Koautor und er in ihrem gegenwärtigen Versuch grandios. Osterhammel hat im Laufe seiner langen Karriere etliche bemerkenswerte Monographien vorgelegt, das Büchlein „Dekolonisation“ gehört nicht dazu.

Anmerkungen:

¹ Vgl. etwa Derrick, Jonathan (2008): *Africa's "Agitators": Militant Anti-Colonialism in Africa and the West, 1918-1939*. London: Hurst & Company.

² Siehe z.B. Schicho, Walter (2010): *Geschichte Afrikas*. Stuttgart: Konrad Theiss, 93ff.; Sonderegger, Arno/ Grau, Ingeborg/ Englert, Birgit (Hg., 2011): *Afrika im 20. Jahrhundert: Geschichte und Gesellschaft*. Wien: Promedia; Coquery-Vidrovitch, Catherine (2011): *Petite histoire de l'Afrique*. Paris: La Découverte, 177ff.

³ Hilfreiche Ergänzungen zu Cooper, Frederick (2002): *Africa Since 1940: The Past of the Present*. Cambridge et al.: Cambridge University Press. wären etwa Birmingham, David (1995): *The Decolonization in Africa*. London: UCL Press; Hargreaves, John (1996): *Decolonization in Africa*. London: Longman. Hargreaves Buch wird immerhin in den Literaturempfehlungen angegeben, taucht aber in keiner Anmerkung auf.

⁴ Zur Orientierung siehe Marshall, Peter (2010): *Demanding the Impossible: A History of Anarchism*. Oakland: PM Press.

⁵ Osterhammel, Jürgen (1995): *Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen*. München: C.H. Beck. Eine erneuerte Ausgabe dieses Buches mit Jan C. Jansen als Koautor ist 2012 erschienen, es unterscheidet sich freilich kaum von der Erstausgabe.